

Die Krume Brot

Schauspiel

Zu dieser Aufführung gibt es eine Gesprächsreihe:
«Arm und reich» mit Lukas Bärfuss und Gästen an folgenden
Sonntagen 12.1.2025, 23.2.2025, 23.3.2025 jeweils 11:00 Uhr
Foyer Grosses Haus

Die Krume Brot
von Lukas Bärfuss

Uraufführung

3 Stunden 20 Minuten, eine Pause

With English surtitles

Adelina – Gala Othero Winter
Emma – Gina Haller
Paola, Frau Gastweiler, Ines Mürger – Elmira Bahrami
Angelo, Vermieter, Verteidiger – Andrea Bettini
Emil, Margaretha – Fabian Dämmich
Mario, Vicky – Vera Flück
Salvatore (Toto), Pio, der Streuner – Kay Kysela
Lukas, Renato – Jörg Pohl

Alle spielen noch viele weitere Rollen und Gegenstände.

Regie – Antú Romero Nunes
Bühne – Matthias Koch
Kostüme – Lena Schön / Helen Stein
Komposition – Anna Bauer
Lichtdesign – Vassilios Chassapakis
Dramaturgie – Michael Gmaj

Regieassistent & Abendspielleitung – Nima Aron Zarnegin
Bühnenbildassistent – Nora Maritz
Kostümassistent – Yannick Gasser
Inszenierung – David Böse
Soufflage – Mia Holz
Regiehospitant – Lisa Aithnard
Übertitleinrichtung – Agnieszka Fietz (Panthea),
Tim Vaterlaus
Übertitelsteuerung – Amanda dos Reis

Besetzung

Musiker:innen in den Musikaufnahmen:

Gitarre – Jan Fitschen

Beats, additional synths – Michael Anklin

Violine – Arev Imer

Violoncello – Mara Miribung

Technische Produktionsleitung – Gregor Janson

Bühnenmeister – Christian Wagner

Beleuchtungsmeister – Vassilios Chassapakis

Ton – Jan Fitschen, Ralf Holtmann, Christof Stürchler,

Arev Imer

Video – Nils Klaus, Calvin Lubowski

Requisite – Valentin Fischer, Lorenz Raich,

Regina Schweitzer

Maske – Heike Strasdeit, Carmen Fahrner

Ankleidedienst – Désirée Müller, Louis Tito Pauli,

Adrienne Crettenand, Elena Bassi

Die Ausstattung wurde in den hauseigenen

Werkstätten hergestellt.

Technischer Direktor – Peter Krottenthaler

Technischer Leiter Schauspielhaus – Carsten Lipsius

Leitung Beleuchtung – Cornelius Hunziker

Leitung Ton/Video – Robert Hermann

Leitung Möbel – Marc Schmitt

Leitung Requisite – Mirjam Scheerer

Leitung Bühnenbildatelier – Marion Menzinger

Werkstätten-/Produktionsleitung – René Matern

Leitung Schreinerei – Markus Jeger, Stv. Martin Jeger

Leitung Schlosserei – Joel Schwob, Tobias Schwob

Leitung Malsaal – Oliver Gugger, Stv. Andreas Thiel

Leitung Kostümapteilung – Karin Schmitz

Produktionsleitung Kostüm – Florentino Mori

Gewandmeister Damen – Mirjam von Plehwe,

Stv. Gundula Hartwig, Antje Reichert

Gewandmeister Herren – Eva-Maria Akeret,

Stv. Ralph Kudler, Barbara Bernhardt

Kostümbearbeitung/Hüte – Gerlinde Baravalle,

Liliana Ercolani

Kostümfundus – Laura Felix-Fatima Marty,

Olivia Lopez Diaz-Stöcklin

Ankleidedienst – Mario Reichlin und Team

Leitung Maske – Gabriele Martin, Stv. Ursel Frank



Arme unerwünscht!

von Michael Gmaj

Darf Armut nicht sein in der Schweiz?

Die Schweiz gilt als reich, Armut wird ausgeblendet oder tabuisiert. Ein Grossteil der Bevölkerung ist erwerbstätig, die Arbeitslosenquote lag in der zweiten Jahreshälfte 2024 bei 2.4 %. Obwohl die Schweiz als sehr teures Land gilt, ist der allgemeine Lebensstandard höher als in den meisten EU-Ländern. Davon profitiert eine Mehrheit, aber nicht die ganze Bevölkerung. Arme Menschen gibt es in der Schweiz weit mehr, als man annimmt.

2024 lebt laut dem Bundesamt für Statistik bereits jede zehnte Person in der Schweiz in einem Haushalt mit finanziellen Schwierigkeiten. In Polen, Frankreich oder Norwegen ist die Gefahr zu verarmen kleiner, um nur drei Beispiele zu nennen – im internationalen Vergleich liegt die Schweiz nur im europäischen Mittelfeld. Die Fakten zeigen: 702'000 Menschen oder 8.2 % leben unter der Armutsgrenze. Darunter etwa 100'000 Kinder. Was bedeutet das im Portemonnaie? Bei einer Einzelperson liegt der Grenzbetrag bei CHF 2'284 Franken, bei einer vierköpfigen Familie mit zwei Erwachsenen und zwei Kindern bei CHF 4'010. Frauen sind unter den Betroffenen etwas häufiger zu finden als Männer: 8.6 Prozent stehen 7.8 Prozent gegenüber. Armutsgefährdet – also Menschen, die ein Auskommen

knapp über dieser Schwelle haben – sind in der Schweiz sogar 1.34 Mio. Menschen. Das sind ganze 15.6 % der Bevölkerung. Geht es uns also doch nicht so gut, wie wir glauben? Wieso sprechen wir dann nicht darüber? Ist es die Scham oder unsere Sozialisierung? Gibt es eine anerzogene Furcht vor Armut oder ächten wir sie sogar? Womöglich spielt aber auch unsere Geschichte mit. Denn der Schweizer Staat und somit auch das Schweizer Volk hat jahrzehntelang dafür gesorgt, dass arme Menschen unterdrückt und entmündigt wurden.

Kampf gegen die Armen statt gegen die Armut

Armut wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Laster gesehen, das mit Arbeit – vor allem Zwangsarbeit – zu korrigieren war. Armen wurde nicht geholfen, sie wurden kriminalisiert und sollten aus der Gesellschaft entfernt werden. Wesentlich aufgearbeitet ist mittlerweile die Verdingung, die in der Schweiz von Mitte des 19. Jahrhunderts bis etwa in die 1960er Jahre in grossem Stil praktiziert wurde. Kinder oder Jugendliche aus armen Verhältnissen wurden oft durch Behörden in die Landwirtschaft vermittelt, um dort als günstige Arbeitskraft ausgenutzt zu werden. Die Kinder waren faktisch Leibeigene und wurden dadurch oft Opfer von körperlichem, seelischen und sexuellem Missbrauch. Darunter waren viele Waisen- aber auch Scheidungskinder alleinerziehender Mütter. Jenische wurden von der Organisation «Kinder der Landstrasse», die 1926 gegründet wurde und Teil der Stiftung Pro Juventute war, regelrecht verfolgt. Vor allem mit der Unterstützung von Vormundschaftsbehörden wurden Kinder von Fahrenden und ihre Familien systematisch gegen den Willen der Betroffenen auseinandergerissen. Das Ziel der Organisation war es, die Vagantität in der Schweiz verschwinden zu lassen – wer will schon Bettelnde auf den Strassen sehen? Kinder solcher Familien sollten dem schäd-

lichen Einfluss ihrer Eltern entzogen und mit Zwangsmassnahmen an die vorherrschende sesshafte Lebensweise angepasst werden und so zu «nützlichen» Arbeiter:innen erzogen werden.

Die rechtliche Grundlage für dieses Vorgehen fand sich im Zivilgesetzbuch ab 1912. Dort hiess es, dass «bei pflichtwidrigem Verhalten der Eltern, dauernder Gefährdung oder bei Verwahrlosung» die Vormundschaftsbehörden legitimiert waren den Eltern das Sorgerecht zu entziehen.

Die administrative Versorgung

Konsequenz dieser Gesetze war auch die administrative Versorgung. Unter diesem technokratischen Begriff wurden verschiedene Massnahmen bezeichnet, die zu einem Freiheitsentzug in einer geschlossenen Anstalt führten. In der Regel ordnete eine Verwaltungsbehörde diesen ohne gerichtliches Verfahren an. Die Versorgungen stützten sich auch auf verschiedene kantonale Gesetze und das ZGB. Die Menschen wurden nicht interniert, weil sie aufgrund einer Straftat schuldig gesprochen, sondern weil sie als «von der Norm abweichend» stigmatisiert wurden: Ihr Handeln und ihr Lebensstil widersprachen aus Sicht der Behörden den moralischen Erwartungen und gefährdeten ihrer Meinung nach die öffentliche Ordnung. Die Beamten hatten freie Hand tun und zu lassen, was ihnen beliebte. Im Gesetz betreffend Armenfürsorge des Kantons Basel-Landschaft von 1939 ist z. B. nachzulesen: «Die Armenpflege hat hauptsächlich folgende Aufgaben: Die Ermittlung und mögliche Beseitigung der Ursachen der Verarmung; Vorbeugungsmassnahmen bei drohender Verarmung, die Verwaltung des Armengutes und der übrigen Armenunterstützungszwecken dienenden Separatgüter. (...) Wird die Unterstützungsbedürftigkeit durch fortgesetzte Misswirtschaft, Liederlichkeit oder Verwahrlosung

von Seiten des Unterstützten verursacht, so haben sich die pflichtigen Gemeinden, im Einvernehmen mit der zuständigen Vormundschaftsbehörde über die entsprechende Versorgung des Unterstützten zu einigen.»

Oft wurden betroffenen Menschen mit abwertenden Begriffen wie «arbeitsscheu», «liederlich», «trunksüchtig» oder «verwahrlost» beschrieben. Männer wurden interniert, wenn sie angeblich ihre familiären Unterstützungspflichten vernachlässigten. Frauen kamen überwiegend wegen vermeintlicher Verstösse gegen rigide Moralvorstellungen in Anstalten. Versorgte Erwachsene und Jugendliche wurden mittels eines «Transport-Befehls» in Institutionen wie Zwangsarbeitsanstalten, Arbeitskolonien, Erziehungsanstalten, Mütter- und Kinderheime, Trinkerheilanstalten, Gefängnisse, psychiatrische Einrichtungen oder Armenhäuser eingewiesen. In vielen Anstalten wurden gerichtlich verurteilte Menschen und gesellschaftlich geächtete – ansonsten vollkommen unschuldige – Personen unter einem Dach untergebracht. Zwischen 1930 und 1981 sperrten Behörden schweizweit zwischen 20'000 bis 40'000 Personen, ohne dass diese ein Delikt begangen haben und ohne Gerichtsverfahren, in mindestens 648 Anstalten weg. Über das gesamte 20. Jahrhundert waren es mindestens 60'000 Menschen. Erst 1981 revidierte der Bund diese Rechtsgrundlage, vor allem auf internationalen Druck hin, weil die Schweiz 1974 die Europäische Menschenrechtskonvention unterzeichnet hatte. Die Gesetze über die Zwangsversorgung verstieszen klar dagegen.

Schweizer Zwangsarbeiterinnen

Der Schweizer Journalist Yves Demuth hat zu Schweizer Zwangsarbeiterinnen recherchiert und 2023 dazu ein Buch mit gleichlautendem Titel publiziert. Auf Grundlage von Gesprächen mit zehn Betroffenen und Akten aus zahl-

reichen Archiven, rekonstruierte er, wie in der Nachkriegszeit die Fürsorgebehörden den Hunger der Industrie nach billigen Arbeitskräften stillten – mit geschäftstüchtigem System. Darunter waren auch Fabrikheime des Rüstungsindustriellen und Kunstsammlers Emil Bührle. Im Zentrum des Buches stehen fünf solcher Einrichtungen für 16- bis 22-jährige Frauen in den Kantonen Appenzell Ausserrhoden, Glarus, Solothurn und St. Gallen. Dokumente aus den Institutionen lassen das Wirtschaftswunder der Nachkriegsjahre ganz anders erscheinen. Es benötigte nicht viel, damit eine junge Frau Opfer einer solchen Massnahme wurde. Oft reichte es, ein Scheidungskind zu sein oder unehelich zu leben. Diese von offiziellen Institutionen geduldeten Zustände dauerten bis in die 1970er-Jahre an. Zwar war Zwangsarbeit seit der Unterzeichnung eines internationalen Abkommens 1941 in der Schweiz untersagt, trotzdem schauten fast alle weg: Polizei, Pfarrer und politische Amtsträger, darunter auch Bundesräte. Erst das machte es den Behörden möglich zu agieren, wie sie wollten.

Der Bundesrat setzte 2014 die Unabhängige Expertenkommission zur Aufarbeitung der administrativen Versorgungen ein. Sie formulierte 2019 in ihrem Schlussbericht, dass die Schweiz «von einer gewissen Überheblichkeit und Selbstüberschätzung» verblendet war. 1969 erklärte Bundespräsident Ludwig von Moos im Parlament, dass es womöglich ein schwerwiegendes Problem mit Zwangsarbeit gäbe. Er sprach davon, dass «Versorgung mit Zwangsarbeit verbunden» sein könnte. Der Justizminister bestätigte, dass die Schweiz das internationale Abkommen von 1941 möglicherweise jahrzehntelang ignoriert hatte. Die Existenz von Zwangsarbeit in der demokratischen Schweiz sei für viele schlicht undenkbar gewesen. 1969 hat sich an dem Geschäftsmodell noch wenig geändert. Weiter schickten zahlreiche Heime die weiblichen Insassen zur Arbeit in Fabriken und zogen ihre Gehälter ein. Die Schutzlosesten durften in der Schweiz weiter ausgebeutet werden.

Armut bedeutet Schuld

Zurück in die Gegenwart. Laut der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe SKOS bezogen 2021 über 270'000 Menschen in der Schweiz Sozialhilfe. Aus dieser Situation herauszukommen, ist nicht einfach. Wenn man eine grössere Summe Geld erhält, zum Beispiel aufgrund eines Erbes, verlangen die Sozialämter das ausbezahlte Geld zurück. So weit, so gut. Es gibt aber Kantone, in denen dafür bereits auf das reguläre Einkommen zurückgegriffen wird. Basel-Stadt, Waadt oder Zürich halten sich zurück und verzichten zumindest teilweise darauf. Der Kanton Aargau verlangt wiederum Rückforderungen vom Einkommen, sobald dieses das soziale Existenzminimum um 20% übersteigt, die Kantone Thurgau und St. Gallen formulieren uneindeutig, dass die Sozialhilfe zurückerstattet werden müsse, sobald dies zumutbar sei. In der Praxis wird den Sozialempfänger:innen zwar ein Angebot unterbreitet, gegen das man Einspruch erheben kann, ob das den Armutsbetroffenen hilft, der Schuldenspirale zu entkommen, ist fraglich. Armut mag schuldbefahet sei. Aber viele sind ohne eigenes Zutun und eigenes Verschulden arm. Man sollte sich in einem so reichen Land wie der Schweiz fragen, ob es nicht sinnvoller wäre, Arme bedingungslos zu unterstützen, anstatt auf ein vermeintliches Recht der Abzahlung zu beharren. Die Nachkommen werden es uns danken, wenn sie schuld- und schuldenfrei in ihr Leben starten können.



Das Kleingeld

von Lukas Bärfuss

Als Mensch meiner Zeit kreisen meine Gedanken den ganzen Tag ums Geld. Ablenkung gibt es selten, es dauert nie lange, bis ich daran erinnert werde, was wichtig ist. Meine Welt dreht sich um das Geld, und ich, ob ich will oder nicht, drehe mit.

Ich weiss nicht, was Geld ist. Ich könnte, ohne in einem Buch nachzuschlagen und ohne den entsprechenden Lexikon-Eintrag zu lesen, einige Dinge über das Geld erzählen. Aber mein Wissen ist oberflächlich und bruchstückhaft. Ich habe keine Theorie des Geldes, keine vollständige. Ich ergehe mich in Anekdoten. Die Kreditschöpfung der Banken habe ich verstanden, glaube ich wenigstens, wie man aus Nichts ein Guthaben und eine Schuld erfindet. In der Neubescheinung eines japanischen Marxisten lese ich, warum wir den Kapitalismus überwinden müssen, warum er uns alle umbringen wird, warum an seiner Stelle der Degrowth-Kommunismus treten soll – ich lese, ordne ein, bin kritisch bis skeptisch. Aber wie soll ich eine Haltung entwickeln, eine Welttheorie entwerfen, wenn ich nicht weiss, was Geld ist, geschweige, das Kapital erklären könnte?

Ich ahne, dass es sich beim Geld um eine Fiktion handelt, um eine Beziehung, letztlich um eine Geschichte, an die wir glauben müssen, die uns zwingt, und ich weiss, dass ich mich eine Stunde hinter Samuelsons Volkswirtschaftslehre

setzen könnte, die im Regal steht, aber ich weiss auch, dass ich deswegen die Metaphysik des Geldes, seine Irrationalität, nicht erschliessen werde. Und ich könnte einen beliebigen Menschen fragen, unter meinen Freunden, auf der Strasse, und die Antworten wären meiner ähnlich. Niemand weiss, was Geld ist, alle verstehen, was es bedeutet. Folgt das Wesen einer Sache aus seiner Bedeutung? Eine Kirche hat eine Bedeutung, aber ihr Wesen erschöpft sich nicht in dieser. Man kann eine Kirche nutzen, bewohnen, ohne etwas über ihre Bedeutung zu wissen. Ein Buch kann man lesen, und selbst, wenn man es nicht lesen kann, seine Bedeutung nicht kennt, bleibt es bestehen, kann man es nutzen. Aber Geld?

Meine Kindheit verbrachte ich bei meiner Grossmutter. Sie war Witwe, besserte ihre Rente mit Heimarbeit für die Kabelfabrik auf. Sie hatte nie viel Geld, ich glaube, man würde sie heute als arm bezeichnen, ohne Vermögen. Anna besass wenig, ein gutes Bett und einen schönen Schrank, einen Farbfernseher. Ein Bankkonto besass sie nicht. Die Rente und den Lohn brachte der Briefträger in bar an die Haustüre. Er zählte das Geld auf dem Tisch. Anna unterschrieb und sie bedankten sich.

Meine Grossmutter war nicht arm, sie hatte genug, und wenn ich bei ihr war, dann hatte auch ich genug. Ich hatte genug Geld. Von allen Seiten kamen die Fränkler, die Füzgis, gelegentlich die Fünfliber, die klimpernden Mützen, die Tanten, die Nachbarn steckten mir etwas zu, ich durfte das Rückgeld behalten, wenn ich eine Besorgung machte. Das Geld strömte, und ich legte es in die Schublade des Küchentischs, neben das Besteck, die Erinnerungslöffel des Samaritervereins, neben Grossmutters Geldbeutel. Ich zählte das Geld, stapelte es nach Grösse und Wert zu Zehnertürmen. Die Beträge wuchsen von Tag zu Tag. Es wurde niemals weniger. Bei Grossmutter im Dorf brauchte ich kein Geld. Grossmutter versorgte mich, mit allem, auch mit Kaugummi

und mit Eis. Bei Grossmutter hatte ich alles, und es war klar, was diese Münzen bedeuteten, sie bedeuteten Überfluss und Liebe. Sie standen für die Fürsorge, für die Sicherheit, für das Vertrauen, für die Zuverlässigkeit, die Unverbrüchlichkeit, auch für den Spass und die Freude, die es bei Grossmutter gab, für die Strenge, die Regelmässigkeit. Bei Grossmutter gab es keine Überraschungen, ich wusste, wann es Zeit fürs Essen war, wann wir spielten und ins Bett gingen. Ich wusste, dass mein Ersparnis zunahm, unweigerlich. Mit jedem Tag bei Grossmutter wurde ich reicher, jeder einzelne Tag bei Grossmutter zahlte auf mein Konto ein, bei Grossmutter gedieh ich, bei Grossmutter herrschte Prosperität. Das ist das liebe Geld. Das böse Geld liegt auf dem Konto.

Mit Banken wurde ich ein Leben lang nicht warm. Auch Scheine haben mich nie interessiert. Sie geben mir keine Sicherheit. Scheine sind etwas für Verbrecher, für Angeber. Männer, die sie in Bündeln auf sich tragen, beneide ich um die Erotik, mit der sie die Scheine aus der Hemdtasche ziehen, darin blättern, abzählen, auf den Tisch werfen, achtlos, verächtlich. Ich habe dieses Verhalten eine Zeit lang imitiert, auch mit Geldklammern habe ich gespielt, eine Sache, die mit der Schweizer Währung affig wirkt. Grosse Beträge in kleinen Scheinen mit sich herumzutragen ist halbseiden. Zehn-Franken-Scheine sind peinlich. Nur das Kleingeld ist für mich nicht klein. Das ist reine Bedeutung, und es ist meine eigene, ganz persönliche Bedeutung. Niemand sieht das Geld, wie ich es sehe, niemand ausser mir verbindet Geld mit meiner Grossmutter, aber ich vermute, dass mein infantiles Verhältnis kein Einzelfall ist, und jeder Mensch geprägt wurde vom affektiven Symbol, das Geld darstellt, von seinem Fetischcharakter, seiner Fiktion. Zu grösseren Summen habe ich kein Verhältnis entwickelt, und vielleicht bin ich deshalb arm geblieben, arm im Geist, wenn es um das Geld geht. Mein Kontostand hat längst

eine Zahl erreicht, die mich zu den reichsten Menschen des Universums machen. Mit meinem Vermögen gehöre ich, so sagt es die Statistik, zur oberen Hälfte meiner Gesellschaft, und weil meine Gesellschaft wiederum, in einem globalen Massstab, zu den reichsten gehört, sind nur wenige Menschen reicher als ich. Und ich weiss nicht, was dies bedeutet, ich bin in dieser Schublade geblieben, bei meiner Grossmutter, beim Kleingeld, und so lange ich meine Rechnungen bezahlen kann, was ich nicht immer konnte, so lange mich das Betreibungsamt nicht heimsucht, so lange ich weiss, dass ich einige Monate ohne Einkommen überleben könnte, solange interessiert mich Geld nicht, nur das Kleingeld, dass sich in meiner Büchse sammelt und dass ich gelegentlich auf dem Küchentisch auftürme, nur diese Münzen geben mir das Gefühl, ein reicher Mensch zu sein, wohlhabend, glücklich und geliebt.



Torneró

Lied von I Santo California, 1974

Rivedo ancora il treno
Allontanarsi, e tu
Che asciughi quella lacrima
Tornerò
Com'è difficile
Un anno senza te

Adesso scrivi: «Aspettami»
Il tempo passerà
Un anno non è un secolo
Tornerò
Com'è possibile
Restare senza te

Sei
Sei la vita mia
Quanta nostalgia
Senza te
Tornerò

Da quando sei partito
È cominciata per me la solitudine
Intorno a me c'è il ricordo
dei giorni belli, del nostro amore
La rosa che mi hai lasciato
si è ormai seccata
Ed io la tengo in un libro
che non finisco mai di leggere

Ricominciare insieme
Ti voglio tanto bene
Il tempo vola, aspettami
Tornerò
Pensami sempre, sai
E il tempo passerà

Sei
Sei la vita mia (amore, amore mio)
Quanta nostalgia (un anno
non è un secolo)
Senza te (tornerò)
Tornerò (pensami sempre, sai)

Sei
Sei la vita mia
Quanta nostalgia
Senza te

Tornerò

Ich sehe den Zug noch
Sich entfernen und dich
Wie du jene Träne trocknest
Ich werde zurückkehren
Wie ist das möglich
Ein Jahr ohne dich

Jetzt schreibst du: «erwarte mich»
Die Zeit wird vorbeigehen
Ein Jahr ist nicht ein Jahrhundert
Ich werde zurückkehren
Wie schwer es ist
Ohne dich zu bestehen

Du bist
Du bist mein Leben
Wie viel Sehnsucht
Ohne dich
Ich werde zurückkehren

Seit dem Zeitpunkt, als du
abgereist bist
Hat für mich die Einsamkeit
begonnen
Rund um dich gibt es
die Erinnerung an die schönen
Tage unserer Liebe
Die Rose die du mir da gelassen
hast, ist schon ausgetrocknet
Und ich berühre sie in einem Buch,
das ich nie zu Ende lese.

Wir beginnen zusammen von vorne
Ich liebe dich so sehr
Die Zeit verfliegt, erwarte mich
Ich werde zurückkehren

Du weisst, denk immer an mich
Und die Zeit wird vorübergehen

Du bist
Du bist mein Leben (meine Liebe)
Wie viel Sehnsucht, (ein Jahr
ist kein Jahrhundert)
Ohne dich (ich werde zurückkehren)
Ich werde zurückkehren (du weisst,
denk immer an mich)

Du bist
Du bist mein Leben
Wie viel Sehnsucht,
Ohne dich

Ich werde zurückkehren



Die Brigade Rosse (BR)

von Henner Hess

Die ersten Mitglieder der BR, der sogenannte historische Kern, hatten sich mit dem Ende der grossen sozialen Bewegungen von 1968/69 in Mailand im Collettivo Politico Metropolitano zusammengefunden. Aus Trient kamen in der Anfangsphase die wohl wichtigsten Persönlichkeiten, Renato Curcio und seine Frau Margherita Cagol. Curcio war der uneheliche Sohn einer kleinbürgerlichen Waldenserin aus Torre Pellice und eines grossbürgerlichen Vaters, den er nur selten zu Gesicht bekommen hatte. Ein Bruder seiner Mutter war Partisan gewesen und noch am Tag der Befreiung in einen Hinterhalt geraten und erschossen worden; durch die Erzählungen der Mutter wurde dieser Onkel zu einer Vorbildfigur. 1964 ging er mit einem Stipendium an die Universität Trient, um Soziologie zu studieren, im gleichen Jahr trat er in die Redaktion der Zeitschrift *Lavoro politico* ein. Zu seinen engsten Mitarbeitern gehörte schon damals seine langjährige Freundin Margherita (Mara) Cagol. Curcios Stellung zur Gewalt änderte sich unter dem Eindruck des Heissen Herbstes, darunter versteht man die zahlreichen Massensteriks und Studentenproteste von 1969 in Italien. Von traumatischem Eindruck scheint dabei ein Vorfall in Avola gewesen zu sein, wo sich Curcio in den Ferien aufhielt und wo die Polizei bei einer Demonstra-

tion zwei Landarbeiter erschoss. Curcio verzichtete, obwohl er alle notwendigen Scheine beisammen hatte, auf das Endexamen und zog mit Mara, die er zuvor heiratete, sowie mit ein paar Gesinnungsgenossen nach Mailand. Hier setzte er seine politische Tätigkeit in Zusammenarbeit mit einigen betrieblichen Basisgruppen fort: dem Comitato autonomo di base Pirelli, dem Gruppo di studio bei IBM und dem Gruppo di studio bei Sit-Siemens. Sie setzten sich vor allem aus Technikern und Angestellten zusammen. Im September 1969 entsteht in Mailand so mit einer weiteren Gruppe aus der Reggio Emilia um Alberto Franceschini das Collettivo Politico Metropolitano. Seine Gründer definieren es als Frucht der autonomen Fabrikkämpfe, setzen sich jedoch zum Ziel, die Offensive gegen das gesamte spätkapitalistische System als revolutionären Kampf zu organisieren.

Ab September 1970 wurden die ersten gewalttätigen Aktionen unter dem Signum Brigade Rosse durchgeführt. Die ersten Taten blieben relativ harmlos. Die BR verüben Sabotageakte in den Fabriken, stecken Autos von Betriebsleitern in Brand, richten Sachschaden in Sektionen des MSI an usw. 1972 kommt es zur ersten rein politischen Entführung in Italien: Hidalgo Macchiarini, ein wenig beliebter Betriebsleiter von Sit-Siemens, wird für zwanzig Minuten im Inneren eines Lieferwagens festgehalten und mit einem Schild um den Hals fotografiert, auf dem eine Reihe von Kampfparolen stehen. Es folgen einige weitere Entführungen dieses Stils, die sich jedoch in ihrer Virulenz ständig steigern. 1973 dauert die Entführung des Fiat-Personalchefs Ettore Amerio schon acht Tage; dabei entdecken die BR, welche enorme Öffentlichkeitswirkung sie durch die Herausgabe laufender Kommunikés zur Aktion, erzielen können. Die Entführung des Genueser Richters Sossi dauert 1974 schliesslich schon 35 Tage. Zum ersten Mal wird die Forderung nach Freilassung gefangener Genossen

gestellt. Es kommt bei der Diskussion um diese Forderung zu heftigen Konflikten innerhalb der Regierung und innerhalb der Justiz, was die BR als Erfolg verbuchen. Zu dieser Zeit können sie sich – und zwar durchaus nicht nur in Kreisen der ausserparlamentarischen Linken – grosser Sympathien erfreuen.

Das ist einerseits auf eine in Italien weitverbreitete populistische Stimmung (die brigatisti als italienische Robin Hoods) zurückzuführen, andererseits darauf, dass die BR von vielen Arbeitern tatsächlich als authentischer Ausdruck einer von ihnen gewünschten radikaleren politischen Linie akzeptiert werden. Ausserdem sind ihre Sabotageakte und Propagandaentführungen noch kaum als Terrorismus zu bezeichnen, vor allem wenn man sie vor dem Hintergrund der Bombenanschläge von rechts sieht. Sie haben bis 1974 noch nicht getötet und noch niemanden ernsthaft verletzt; sie zeichnen sich mit werbewirksamen Gesten aus: Macchiarini schickt man die Uhr zurück, die er im Laufe der Entführung verloren hatte, Sossi setzt man in Mailand aus, steckt ihm aber eine Fahrkarte nach Genua in die Tasche. Die BR sahen sich als Stadtguerilla-Truppe, die im Grunde einen noch immer halblegalen eher propagandistischen Kampf führten. Doch die Aktionen selbst trugen schon den Keim einer qualitativen Veränderung in sich. So waren die brigatisti immer mehr dazu gezwungen in den Untergrund zu gehen. Ein solches Leben hat eine ganz eigene Dynamik, die eine Rückkehr immer unwahrscheinlicher macht. So muss eine solche Existenz durch Folgekriminalität finanziert werden, also z. B. durch Banküberfälle, die man als proletarische Enteignungen verklärt. Vor allem aber setzte es einen Prozess der sozialen Isolierung in Gang. Die Mitglieder der Gruppe sind bedingungslos aufeinander angewiesen und durch die gemeinsamen Aktionen und die alle bedrohenden Gefahren seitens der Polizei zusammengeschweisst. Ihre Energie, ihr Mut, ihre Todesbereitschaft lassen sich nicht nur aus ihren Überzeugungen,

sondern auch aus gruppendynamischen Faktoren erklären. Im Juni 1974 werden bei der Besetzung des Paduaner MSI-Büros zwei Neofaschisten erschossen. Diese Tötungen waren nicht geplant gewesen, ein Kommuniqué erklärt sie zu Arbeitsunfällen, versucht sie aber dennoch zu legitimieren. Zugleich zeitigt der verstärkte Polizeieinsatz nach der Sossi-Entführung Erfolge; mit Hilfe eines Infiltranten, Silvano Girotto, gelingt es, viele brigatisti, darunter Curcio und Franceschini festzunehmen. Curcio wird zwar von einem Kommando unter der Führung seiner Frau noch einmal aus dem Gefängnis befreit, 1975 jedoch zum zweiten Mal verhaftet. Als die Polizei die Spur der Entführer des Vermouth-Produzenten Gancia – wie die spätere Entführung des Genueser Reeders Costa war auch diese eine reine Finanzierungsaktion – aufnehmen kann, stösst sie auf Mara Cagol, die in einem Feuergefecht erschossen wird.

Die zweite Phase der Tätigkeit der BR ist durch ein neues strategisches Ziel gekennzeichnet: den sogenannten «Angriff auf das Herz des Staates». Dieses Ziel ist verbunden mit einer neuen, wesentlich brutaleren Taktik, für die das Etikett Terrorismus nun nicht mehr zu hochgegriffen ist: Schüsse in die Beine als «Bestrafungen und Warnungen» sowie kaltblütige «Hinrichtungen». Betroffen sind, als Vertreter des feindlichen Staates, Richter und Staatsanwälte, Carabinieri und Polizisten sowie Politiker aus den Reihen der Democrazia Cristiana (DC), die «Faschisten in weissen Hemden», die sich nach Meinung der BR von den tatsächlich faschistischen «Schwarzhemden» nur graduell unterscheiden. Es trifft aber auch eine ganze Reihe von Journalisten, die die BR – verärgert über die schlechte Presse – der psychologischen Kriegsführung bezichtigen und als «Söldner im Dienste des imperialistischen Staates der multinationalen Konzerne» bezeichnen. Im Frühjahr 1978 kommt es dann zur Entführung und Ermordung von Aldo Moro. Diese wohl spektakulärste Kommandoaktion fiel in die Zeit

des Turiner Prozesses gegen den historischen Kern der BR, und eines ihrer Ziele war der Austausch des Präsidenten der DC gegen die Gefangenen. Die offizielle Version des angestrebten Ziels war in ihrer abstrakten Grossspurigkeit absurd: Moro sei als Führer der DC der Repräsentant des SIM in Italien gewesen (SIM stand für Stato imperialista delle multinazionali, eine Art Superregierung der kapitalistischen Welt). Im Auftrag des SIM habe er die christdemokratische Macht erneuern und eine autoritäre Verfassung durchsetzen wollen; in ihm hoffte man, das Zentrum der Macht, das Herz des Staates, zu treffen und mit diesem Stoss einen neuen Sprung in der revolutionären Entwicklung einzuleiten; erst während Moros Verhör habe man erkannt, dass man mit solchen Überlegungen die wirklichen Verhältnisse vollkommen falsch interpretiert habe.

Die Verhaftung zahlreicher brigatisti in den Jahren 1974 bis 1976 machte es den Verbliebenen notwendig, verstärkt neue Kämpfer zu werben. Manche davon kamen zweifellos aus politischer Überzeugung, darunter eine ganze Reihe von Arbeitern, denen es gelang in der halblegalität zu verbleiben, sogar Positionen in Gewerkschaften als Tarnung zu behalten. Anderen kam es in geringerem Masse auf die politischen Ziele an, sie wurden eher durch das Abenteuerliche der Unternehmungen angelockt und trugen dazu bei, dass die Aktionen der BR immer mehr ihren mit sozialen Konflikten verbundenen politischen Charakter verloren und eine rein militärische Eigendynamik entwickelten. Diese neue Radikalität beschleunigte den Prozess der Entsolidarisierung innerhalb der Linken und auch die erstrebte proletarische Einheit blieb unerreicht. Stattdessen führten die Antiterrorgesetze, und hier vor allem die legge Cossiga, zu schnellen Erfolgen. Das bedeutete das Aus für die meisten bewaffneten Gruppen in Italien und auch für die BR.





«Ich bin weder Italiener noch Schweizer, sondern einfach etwas Drittes.»

von Sandro Cattacin

Als Jugendlicher in den 1970er-Jahren erfuhr ich damals die fremdenfeindlich begründete Ablehnung gegenüber Italiener:innen am eigenen Leib, als ich mich in Zürich in eine Schweizerin verliebte und ihr Vater ihr verbot, sich mit mir zu treffen. Die Spannungen führten beinahe zu Handgreiflichkeiten zwischen ihm und mir. Doch nicht nur in der Liebe, auch in Bezug auf meine berufliche Laufbahn erlebte ich Diskriminierungen und Vorurteile, beispielsweise indem ich immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass ich doch viel besser in die Berufsschule als ins Gymnasium passen würde. Ständig wurde mir eine Zukunft als «guter Arbeiter» suggeriert. Mein Vater war Elektriker und hatte mir, da er für mich eine ähnliche Zukunft sah, bereits eine Lehrstelle bei der Siemens-Albis organisiert. Trotz wenig Unterstützung aus meinem Umfeld und mit viel Willen habe ich die Prüfung ins Gymnasium geschafft. Um meinen Vater zu besänftigen, wählte ich jedoch die mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung. Zwar würde ich so kein Elektriker – aber immerhin Ingenieur. Doch nicht nur er hatte meine Wahl beeinflusst, sondern auch mein Zweifel an Deutschkenntnissen. Ich hatte mich von einer Schulnote 3 in der Primarschule auf eine 5.5 in der Sekundarschule hinaufgekämpft, doch kaum sprach ich, wurde ich als Italiener identifiziert. Das Codeswitchen – so

nennt die Linguistik die gleichzeitige Benutzung zweier Sprachen – beherrschte ich besser als das Deutsch, doch auch Italienisch war eine Fremdsprache für mich. Denn meine Muttersprache war der Dialekt aus Padua, meine zweite erlernte Sprache das Schweizerdeutsch, das für mich mit Fremdenfeindlichkeit verknüpft war, und meine dritte Sprache hatte gar keinen Namen: «Chunnsch go tschute? Faccio il portiere!». Noch heute spreche ich so mit meinem älteren Bruder.

Jeder Tag am Gymnasium war wie eine Migration ins Ungewisse, in die Fremde, geprägt von Ausgrenzung und Einsamkeit, dabei migrierte ich ja nur vom Kreis 4 auf den Zürichberg, zu dem Ort, wo vor allem reiche Zürcher:innen lebten. Während ich im Tram Nummer 5 immer allein fuhr, konnten meine Mitschüler:innen vom rechten Ufer des Zürichsees bereits gemeinsam anreisen. Erst wenn ich nach der Schule in den Kreis 4 zurückgekehrt war, fand ich mich im vertrauten Freundeskreis wieder.

Meine Heimat war zweigeteilt, der Kreis 4 und ein kleines Dorf in Italien, Lozzo Atestino in der Provinz von Padua. Bis ich ungefähr zwanzig Jahre alt war, kannte ich daher abgesehen von Schulausflügen nur Zürich und Lozzo. Unmittelbar nach Ferienbeginn, gleich einer Flucht, ging die Reise nach Lozzo. Oft wurde ich dort auch einfach gemeinsam mit meinem Bruder bei Verwandten «abgestellt». Das Augenfälligste war jeweils die unterschiedliche Stimmung: in Zürich Angst und Schweigen, in Lozzo Gelassenheit und Lebensfreude. Auch wenn mich mit Schweizersein nicht gerade etwas Harmonisches verband, musste ich mich doch daran gewöhnen, in Lozzo ausgerechnet «der Schweizer» zu sein. Dies war dann das eigentliche Spiegelbild meines Fremdseins in Zürich, wo ich einer der vielen Italiener war. Ich war aber keins von beiden, sondern etwas Drittes, das, wie auch meine Sprache, noch nach einem Namen suchte. Als Kind aus einer Arbeiter:innenfamilie war ich ein unerwünschter Gast in der Schweiz, der erst noch, ohne

reich zu sein, und doch ohne Anrecht auf ein Stipendium, Studienplätze besetzte. Gegen diese täglich erfahrene Ablehnung antwortete ich mit Misstrauen. Ich entwickelte ein Weltbild, das hinter jedem Lächeln von Schweizer:innen Hinterlistigkeit vermutete. Vielleicht wollte ich einfach wie alle anderen sein, doch trotz aller Anstrengungen wurde ich meine italienische Herkunft nicht los, konnte ich diese Identität nicht einfach ablegen. Ich war und blieb Italiener, ohne je in Italien gelebt zu haben.

Zum ersten Mal spürte ich, wie es wäre, nicht Italiener zu sein, als ich für Sprüngli – ich war 14 und wollte, wie immer, dieses kostbare Gut, Geld verdienen – an Haustüren läutete, um Leute neue Pralinen testen zu lassen. Gleich beim ersten Versuch, ging die Türe auf. Ich stellte mich mit Namen vor und erklärte mein Vorhaben. Die ältere Frau fragte, ob mein Name bündnerisch sei. Ich antwortete mit ja und umgehend wurde ich in eine kleinbürgerliche Welt eingeladen. Dieser vermeintlich bündnerische Name öffnete mir noch manche Tür. Doch diese Erfahrung hinterliess auch Spuren in mir und lehrte mich, dass neben dem Misstrauen ebenso Notlügen nützlich sein könnten.

Nachdem ich das Gymnasium überstanden hatte, musste ich zuerst meinen Vater darüber aufklären, dass ich kein technisches Studium gewählt hatte, sondern Geschichte und Politikwissenschaften studieren wollte. Diesmal akzeptierte er ohne Murren meine Wahl. An der Universität wurde ich nicht nur in Protestformen unterrichtet, sondern nahm auch selbst an Protesten teil. Ich bemerkte schnell, dass ich die über Jahre angestaute Wut irgendwie ausleben musste. Für mich war es befreiend, denn endlich wurde ich als Subjekt in der Schweiz anerkannt. Auch wenn die Jugendbewegung der 1980er Jahre in Zürich wenig mit italienischen Arbeiterkindern anfangen konnte, so wurde mir doch ein konkreter Platz zugewiesen, nämlich als Verantwortlicher für das Thema Migration an der «Volksuni in Zürich», eine Initiative der Zürcher Bewegung. Für alle

war klar: der italienische Student sollte sich darum kümmern. Das Studium war anregend, wenn auch bescheiden in den Ansprüchen. Mein Professor arbeitete zu Neokorporatismus in der Schweiz und war begeistert, mir die Arbeit zur «Fremdarbeiterpolitik» als Lizentiatsarbeit anzuvertrauen (Cattacin 1987). «Worüber soll der Italiener sonst arbeiten? Er liebt zwar das Thema der Stadtpolitik und hat bereits dazu publiziert, aber ich brauche ihn für dieses Thema, dass er als Italiener sicher besser versteht». Ich weiss nicht, ob er das wirklich so gesagt hat, aber ich habe es zumindest so verstanden. Es war sicher spannend, doch hatte ich kaum Distanz dazu, denn ich war aufgebracht und wütend gegenüber genau dieser Politik.

Ich fand bald einen guten Job als Lehrer in der Scuola Professionale Emigrati, die SPE in Zürich und lehrte Jugendliche, die über den Familiennachzug ins Land gekommen waren, in der Schweiz Fuss zu fassen. Die Schule zielte darauf ab, für alle eine Lehrstelle zu finden und war dabei ziemlich erfolgreich. Bisher lebten die 14-jährigen in Heimen oder bei den Grosseltern, jetzt wohnten sie zum ersten Mal mit ihren Eltern zusammen. Alle hatten irgendwelche Lücken, die ihren Ursprung in der mangelhaften schulischen Bildung und der elternlosen Erziehung hatten. Jetzt mussten sie vieles, wie etwa Rechnen, Schreiben und Lesen, nachholen. Es gab auch Jugendliche, die aus dem Schweizer Schulsystem kamen. Sie waren oft älter, weil sie Schuljahre wiederholen mussten, häufig selbstbezogen und misstrauisch, immer wütend und nahe am Gewaltausbruch. Ich erinnere mich an einen Schüler, der während der Stunde einfach aufgestanden ist, sein Messer gezückt und es mir an den Hals gehalten hat und dabei die Klasse informierte, dass ich Angst hätte. Ich habe seine Hand beiseitegenommen und entgegnet, dass ich keine Angst hätte vor dem Messer, hingegen aber befürchte, dass mit solchen Methoden keine Lehrstelle zu finden sei. Er liess ab von mir. Bis heute weiss ich nicht, was mit ihm passiert ist.

Das Studium ging erfolgreich zu Ende, ich war mehr als fit für die Analyse von Städten und sozialen Problemlagen, aber auch Migrationspolitik, wollte aber keinesfalls mehr dazu arbeiten, da ich mich nicht verleugnen wollte. Eine Assistentenstelle wurde mir jedoch vom Professor verwehrt, obwohl ich der einzige Kandidat war. Es hiess, ich wäre aus «kulturellen Gründen» nicht anstellbar. Und so zog ich weg nach Italien.

Dort bin ich regelrecht aufgeblüht. Ich hatte das Privileg mit einem Stipendium an einer hochanerkannten Eliteschule weiter zu studieren und ich erlebte vor allem keine rassistische Diskriminierung mehr. Hier hörte meine Migrationsgeschichte beinahe auf, doch Umwege führten mich wieder zurück in die Schweiz. Ein österreichischer Professor fragte mich für eine Forschungsarbeit in Genf an. Er identifizierte mich grade nicht als Italiener, sondern als Kenner der Schweiz. In Genf, wo alle fremd sind und der Kosmopolitismus pragmatisch verankert ist, fühlte ich mich von Anfang an wohl. Ich lernte, auch mit Hilfe einer psychologischen Unterstützung, mich mit diesem Land wieder anzufreunden. Erleichternd kam hinzu, dass Italiener:innen mittlerweile auch nicht mehr so auf dem Radar der Fremdenfeindlichen waren.

Mittlerweile bin ich eingebürgert. Es war keine leicht zu meisternde Hürde, nicht wegen dem Verfahren, sondern einem starken nationalen Stolz auf Italien, den ich wohl als Reaktion auf die Diskriminierungserfahrungen hierzulande entwickelt hatte. Ich bin heute weniger misstrauisch und engagiere mich täglich mit anderen für eine bessere Schweiz. Denn es tut auch mir gut, in einem besseren Land zu leben, einem mit weniger Rassismus und mehr Chancengleichheit.





Jörg Pohl, Kay Kysela, Gala Othero Winter, Gina Haller 36



Weitere Bücher finden Sie bei
Bider & Tanner.

Bücher | Musik | Tickets
Aeschenvorstadt 2 | 4010 Basel
www.biderundtanner.ch



Bider&Tanner
Ihr Kulturhaus in Basel

Kantonsspital
Baselland
genau für Sie

Medical Partner des Theater Basel

KSBL.CH/HNO



Mesut Pasha Chefarzt in Co-Leitung Klinik HNO mit Sophie Kidwell, Mezzosopran

**PRO
SENECTUTE**
GEMEINSAM STÄRKER

*Mein Nachlass
soll Gutes bewirken.
Pro Senectute beider Basel
hat mein Vertrauen.*

Peter A.

Berücksichtigen auch Sie
Pro Senectute beider Basel im Testament
oder helfen Sie mit einem Legat.
Danke!



IBAN CH27 0900 0000 4000 4308 3
bb.prosenectute.ch/nachlass

**Pro Senectute
beider Basel**
bb.prosenectute.ch

**Für uns zählt,
dass wir eine
starke Partnerin
hinter den
Kulissen haben.**



Die BLKB macht sich stark für
kulturelle Engagements in der Region.
blkb.ch/sponsoring

**Darum lieben wir
unsere Rolle als
Kulturpartnerin des
Theater Basel.**

**THEATER
BASEL** |  **BLKB**

Wir danken unserer
Kulturpartnerin

 **BLKB**
Was morgen zählt

Impressum

Herausgeber
Theater Basel
Postfach
CH-4010 Basel

Spielzeit 24/25

Intendant: Benedikt von Peter
Schauspieldirektion:
Anja Dirks, Antú Romero Nunes,
Jörg Pohl, Inga Schonlau

Textnachweise:
Henner Hess, Angriff auf das Herz des Staates,
Frankfurt a. M., 1988
Toni Ricciardi, Eine kurze Geschichte
der italienischen Migration in der Schweiz,
Vorwort, Zürich und Genf, 2023
Die Texte wurden gekürzt.
Alle anderen Texte sind Originalbeiträge
für dieses Programmheft.
Photos: Ingo Hoehn
Graphik: Claudiabasel

Druck: Gremper AG
Gedruckt in der Schweiz.

Diese Drucksache ist nachhaltig
und klimaneutral produziert
nach den Richtlinien von FSC
und Climate-Partner.



© 2024 Theater Basel

Mit freundlicher
Unterstützung durch:

Gönnerkreis
Theater Basel

Theaterverein
Basel

Kantonsspital
Baselland

Die bz – Zeitung für
die Region Basel
ist Medienpartnerin
des Theater Basel.

THEATER-BASEL.CH